

befindet sich unter diesen auch ein bekannter Agitator und Stadtverordneter.

**Oesterreich-Ungarn.** Bei der Ankunft czechischer Studenten in Gilly kam es zwischen slovenischen und deutschen Studenten zu heftigen Zusammenstößen. Die einschreitende Polizei nahm 7 Verhaftungen vor. Die czechischen Studenten mußten sich in das slovenische Vereinshaus zurückziehen, wo sie von den deutschen belagert wurden.

Bei einem Gartenfeste in Linz kam es zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen Civil und Militär. Von den anwesenden Soldaten sang einer die „Wacht am Rhein“ mit, was ein Unteroffizier verbot. Da der Soldat unter Verufung auf „das deutsch-österreichische Bündniß“ trotzdem weiterging, requirirte der Unteroffizier eine Patrouille, die jedoch von dem erregten Publikum nicht eingelassen wurde. Zufällig kommende Mannen wurden mit Rufes: „Abzug Militär!“ empfangen und hinausgebrängt. Die Gendarmen wollten Verhaftungen vornehmen, die die Menge verhindern wollte. Da ließ der herbeigerufene Rittmeister den Säbel ziehen, die Soldaten hieben drein, wobei mehrere Verletzungen vorkamen. Der Bezirkshauptmann stellte die Ruhe wieder her. Die Aufregung ist groß.

Ueber die mit dem Zonentarif in Ungarn gemachten Erfahrungen wird der „Köln. Zig.“ geschrieben: Als Ungarn vor zehn Jahren auf seinen Eisenbahnen den Zonentarif einführt, betrachtete man diesen Versuch als einen Sprung ins Dunkle und hatte namentlich ernste Bedenken nach der finanziellen Seite hin. Heute lassen sich nun die Folgen des Zonentarifs nach beiden Richtungen hin überblicken, sowohl was Vermehrung der Reisenden, als auch was das finanzielle Erträgniß betrifft. In außerordentlicher Steigerung hob sich der Reiseverkehr, und zwar in der ersten Klasse um 426 Prozent, in der zweiten um 443 Prozent, in der dritten um 596 Prozent, im Ganzen um 557 Prozent. Dieses Ergebnis hatten auch diejenigen vorausgesehen, die gegen den neuen Tarif Bedenken hatten, besonders interessant ist es aber, daß auch die strittige Frage des finanziellen Erträgnisses zu Gunsten des Zonentarifs entschieden ist. Die Einnahmen stiegen um das Dreifache und es ergibt sich daraus, daß, wenn man auch eine Erhöhung der Ausgaben als Folge des Zonentarifs annehmen muß, der ungarische Staat doch finanziell ein gutes Geschäft gemacht hat. Man kann übrigens von ungarischen Verkehrsverhältnissen keinen direkten Schluß auf deutsche Einrichtungen machen, da in Ungarn die Hauptstadt als Mittel- und Anziehungspunkt des gesammten Landesverkehrs eine ganz andere Stellung einnimmt, als dies von irgend einer deutschen Stadt gesagt werden könnte.

Beschlagnahme worden ist gestern in Berlin die letzte Sonntagsnummer der „Staatsbürger-Zeitung“. Die Beschlagnahme ist erfolgt wegen des Abdrucks der Rede, die Graf Büdler-Kl.-Schirne am Sonnabend Abend in einer antisemitischen Volksversammlung bei Duggenhausen gehalten hat.

Das englische Parlament wurde gestern mit einer Thronrede geschlossen, in der es heißt: Die Beziehungen zu den anderen Mächten sind fortdauernd freundliche. Obgleich das Ergebnis der Konferenz in Haag nicht völlig den hohen Zielen entsprach, die zu erreichen sie berufen worden war, so gelangte sie doch zu einem ansehnlichen Maße des Erfolges. Die Einsetzung eines unabhängigen Schiedsgerichtshofes kann nicht verfehlen, die Häufigkeit des Krieges zu vermindern, während die Ausdehnung der Genfer Uebereinkunft dessen Schrecken mildern wird. Die Thronrede

erwähnt sodann den Abschluß der Konvention und die Vereinbarung mit Rußland über die Bedingungen, unter denen jede der beiden Regierungen die Entwicklung der Eisenbahnunternehmungen ihrer Unterthanen in China begünstigen wird. Alsdann beschäftigt sich die Thronrede mit der an die Königin gerichteten Petition britischer Unterthanen in Transbaal und sagt: „Die Lage meiner Unterthanen in der südafrikanischen Republik ist unvereinbar mit den Versprechungen gleicher Behandlung, auf die meine Bewilligung der inneren Unabhängigkeit für die Republik sich gründete. Die hierdurch verursachte Unruhe ist eine beständige Quelle der Gefahr für den Frieden und die Wohlfahrt meiner Herrschaftsgebiete in Südafrika. Die Unterhandlungen mit der Regierung von Transbaal über diesen Gegenstand sind noch im Gange.“ Schließlich bepricht die Thronrede die ungenügenden Regenfälle im Westen und den Mittelbezirk Ostindiens und hebt hervor, daß Vortehrungen gegen einen Nothstand zeitig getroffen wurden; auch gedenkt sie mit Bedauern des ungeschwächten Fortdauerns der Pest in Indien.

Auf der Höhe von Dungeness wurde in einer Entfernung von drei Meilen ein französisches Fischerboot gesichtet. Das Kanonenboot „Veda“ gab einen blinden Schuß ab, um das Boot zum Weidrehen zu bringen. Als das Fischerboot dies nicht beachtete, gab das Kanonenboot einen scharfen Schuß ab, durch den ein Franzose getödtet wurde.

Wie alljährlich zu Zeiten der großen Hitze, so treten auch jetzt wieder in London, namentlich in gewissen Stadtvierteln mit sehr dichter Bevölkerung, eine große Anzahl von Fällen der „Englischen Cholera“ auf. In der Gegend von Marylebone sind viele solche Fälle vorgekommen. Im Ganzen stellte man gegen 1000 Fälle fest, die alle leichter Natur sind. Im vergangenen Jahre kamen nur 400 Fälle vor. Nach dem Ausspruch der Aerzte ist der größte Theil der vorgekommenen Fälle unvorsichtigem Genuß von schlechtem Obst und ungekochter Milch zuzuschreiben. Auch das Eis, das von den Straßenmännern verkauft wird, dürfte an der Ausbreitung der Krankheit Schuld tragen. Unter 22 Fällen, die zur Behandlung kamen, ließ sich bei 21 Fällen Genuß auf der Straße gekauften Eises feststellen. Hauptächlich Kinder werden von dieser Krankheit befallen. Das Marienhospital ist in Folge dessen überfüllt. Nach der Hitze, die in der vergangenen Woche in England herrschte, brachte eine Anzahl von Gewitterstürmen in der Nacht auf Sonntag vielen Gegenden Englands und Irlands angenehme Abkühlung. In London gab es allerdings nur einen leichten Regenschauer. Sonntag erreichte die Temperatur wieder ihren alten Höhegrad.

**Frankreich.** Die „Agence Havas“ erklärt eine Behauptung des „Soir“, daß der deutsche Botschafter von General Galliffet Garantien gegen Indiscretionen über Deutschland während der Preisverhandlungen in Rennes verlangt habe, für völlig unzutreffend.

Der amtliche Bericht über den Aufenthalt Drehfus auf der Teufelsinsel liegt nun vor; er fußt auf den Berichten des Gouverneurs. Am Anfang ist das Gesetz angeführt, wonach die Verhafteten alle Freiheit genießen sollen, die mit der Sicherheit ihrer Person und ihres Bewahrsams verträglich ist. Vom März 1895 bis September 1896, wo das Gerücht seiner Entweichung in Paris umging, genoß Drehfus denn auch eine größere Freiheit. Sein Haus auf der Teufelsinsel war aus Stein, umfaßte vier auf vier Meter. Das Fenster und das Loch der Thür waren stark vergittert. Der Thür war eine zwei auf

drei Meter große Wachtstube aus Holz vorgebaut, in welcher stets ein schußbereiter Wächter sich befand, der Drehfus auch des Nachts, da dessen Raum erleuchtet war, nicht aus dem Auge verlor. Drehfus wurde vom Untergang bis Aufgang der Sonne in diesen Raum gesperrt. Am Tage konnte er sich auf einem ziemlich großen Theil der Insel, welcher abgesteckt war, frei ergehen. Seine Briefe wurden vom Gouverneur und dann von dem Ober-Aufsichtsrath geleset, welcher sie ihm übergab. Drehfus erhielt Soldatenlohn, aber ohne Wein, da er nicht arbeitete. Seine Bitte, sich mit Tischlerei beschäftigen zu dürfen, wurde abgeschlagen, da die Werkzeuge ihm bei einer Entweichung hätten dienen können. Ende 1896 wurde die Gefangenschaft verschärft, da Gerüchte über eine Entweichung umgingen. Von den Briefen erhielt er nur noch Abschriften, manche Stellen und ganze Briefe wurden unterdrückt. Am 4. September 1896 erhielt der Gouverneur den Befehl, Drehfus während der Nacht doppelt (an Händen und Füßen) in Eisen zu schließen. Die Hütte war schon vorher mit einem hohen Plantenraum eingefriedigt worden, aus welchem Drehfus nicht mehr heraustreten durfte. Außerhalb der Einfriedigung wurde ein zweiter schußbereiter Soldat aufgestellt. Ein Wachtschiff wurde an die Insel gelegt, die Annäherung fremder Schiffe streng untersagt. Alle Briefe und Sendungen (von Nahrungsmitteln) an Drehfus wurden verboten. Er konnte nur noch durch die Verwaltung sich Nahrung verschaffen. Der 2 1/2 Meter hohe Bretterzaun hielt 16,30 auf 12 Meter; zwischen dem Zaun und der Hütte waren 5 Meter Zwischenraum und 2,50 Meter auf den Seiten. Eine zweite Einfriedigung hielt 40 Meter auf 16,30 Meter und diente dem Gefangenen zum Ergehen. Die Höhe dieses zweiten Bretterzaunes verhinderte den Blick aufs Meer. Dabei gesteht der Gouverneur, daß die Schwierigkeiten der Annäherung zur Insel jede Entweichung unmöglich machen. Am 1. Juni 1897 wurde den Wächtern bedeutet, selbst durch die entschiedensten Mittel jede Entweichung zu verhindern. Und am 6. Juni schon war ein Schiff in Sicht, welches Drehfus hätte das Leben kosten können. Um halb neun Uhr abends stieg eine Kater auf der Insel auf. Sofort nahm der Gouverneur auf der Teufelsinsel seine Leute zusammen, und telephonirte dem Oberaufseher, auf das Schiff zu schießen. Nach den ersten Schüssen wandte das Schiff, ohne die Kugeln abzuwarten. Um 9 Uhr 20 Minuten war der Gouverneur schon mit acht Bewaffneten auf der Teufelsinsel, wo alle (elf) Wächter unter Waffen standen. Drehfus war durch den Schuß aufgefahren, legte sich aber schnell wieder, der Wächter glaubte einen stehenden Blick wahrgenommen zu haben. Da das Schiff sich gewandt, wurden keine strenge Maßnahmen getroffen. „Diese Probe war nothwendig, damit wir wußten, auf wen wir im Ernstfall zählen konnten.“ Wenn Drehfus eine verdächtige Bewegung bei dieser Aufschredung gemacht hätte, hätte der Wächter ihn kurzweg erschossen! Damit wären ja freilich gewissen Leuten in Paris allerlei Besorgnisse erspart worden. Am 26. August 1897 wurde Drehfus in die neue Hütte übergeführt, die durch ein starkes Eisengitter in zwei Hälften getheilt war. In der einen befand sich der Wächter, welcher den Gefangenen fortwährend unter Augen hatte; auch des Nachts, da während dieser, wie in der früheren Hütte, stets ein Licht brannte. Die Einfriedigung um die Hütte bestand aus 2,80 Meter hohen Brettern auf einer 2-2 1/2 Meter hohen Steinmauer. Aller Ausblick des Gefangenen auf das Meer war unmöglich, als man ihm die Ueberführung ankündigte, sagte Drehfus: „Ich ahnte etwas.“ Nachdem er die Hütte besichtigt, sagte er: „Hier

**Steffie's Heirath.**

Roman von Heinrich Lee.

(19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Pause entstand. Leonie stand vor ihr wie gebrochen. „Dann ist Alles aus“, murmelte sie. „Du wirst einen anderen Ausweg, eine andere Rettung finden“, sagte Steffie. „Es giebt keinen“, antwortete Leonie tonlos. „Ich will sagen, daß ich ihn nicht mehr liebe.“ „Wer soll Dir das glauben?“ „Es ist die Wahrheit, Leonie. Ich schäme mich nur noch vor ihm — so sehr, wie ich es Dir nicht sagen kann.“ „Er und mein Mann wird dann nur wissen wollen, wie das mit Dir gekommen ist und die Wahrheit bliebe dann erst recht nicht verborgen. — Laß es gut sein!“ Lehte sie nach einer Weile, in der sie ins Leere wie ins Chaos starrte, hinzu.

„Leonie!“ Steffie umschlang sie. Die ganze abgöttische Liebe, die sie für sie empfand, brach wieder in ihr hervor — elementar, gewaltsam. Sie konnte sie so nicht ansehen, wie sie da stand — zerstört und vernichtet. Ein Geräusch an der Thür bewirkte, daß sie auseinander fuhren.

Der Diener trat herein und meldete, daß Curt gekommen war, um sich nach dem gnädigen Fräulein zu erkundigen. „Bitten Sie den Herrn Lieutenant herein“, sagte Leonie. „Ich kann jetzt Niemand sehen, fuhr sie fort, als der Diener sich entfernen hatte — „ich lasse Dich mit ihm allein.“ Steffie fühlte keine Kraft mehr, sie zu halten. Leonie ging. Der Boden schwannte unter ihr. Jeden Halt fühlte sie sich entrisen. Sie trieb dahin wie auf einem vom Sturm hin und her geworfenen Brett. Unglücklich werden — oder unglücklich machen! Es war die einzige Wahl! Wer rieth ihr, wer half ihr? Wollte sich Niemand ihrer erbarmen.

„Curt!“ Mit einem Schrei stürzte sie ihm entgegen. Er fing sie in seinen Armen auf. „Steffie!“ Er kam, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Der Diener hatte ihm gesagt, daß das „gnädige Fräulein“ wieder vollständig gesund war. Nun lag sie zitternd an seiner Brust, erregt, aufgelöst, nicht wie eine Kranke — wie ein verlassenes, von der Welt verstoßenes Geschöpf, dessen einzige Zuflucht er noch war.

„Steffie, was hast Du, was ist geschehen?“ „Noch gab es Jemand auf der Welt, der zu ihr hielt. Jetzt mußte sie's. Und wenn sie selbst die rechte Wahl nicht fand — er würde sie für sie finden. Ihm wollte sie blind vertrauen und dann thun, was er für recht und gut ansah. Die ganze Wahrheit sollte er erfahren. Sie hatte Niemandem Still-schweigen gelobt, Niemand hatte dies Versprechen von ihr gefordert. Wollte sie den Weg, den sie gehen sollte, wissen, so mußte sie sprechen — zu ihm. Zum ersten Mal war ihr der Bruder das, wozu ihn das Schicksal, das ihr die Mutter genommen hatte, bestimmt zu haben schien. „Er schied nicht vor mir, Curt! Du mußt mir rathen, helfen! Ich habe keinen Menschen mehr als Dich!“ sagte sie.

„Dir ist ein Unglück zugestoßen, Steffie!“ brachte er nur hervor.

„Ja. Aber Du mußt ruhig sein, wie ich. Ich will es sein, und Du mußt mir dasselbe versprechen! Willst Du?“ Sie sah ihn so flehend, so bezwingend an, daß er sich endlich beheimlichte.

„Ja. Nun sprich!“ Er mußte sich setzen.

Dann begann sie zu erzählen — Alles, der Reihe nach, wie es gekommen war, seit gestern Nachmittag, bis sie mit dem Auftritt endete, der sich soeben zwischen ihr und Leonie abgespielt hatte. Auch von dem, was ihr die Brust zerriß, von ihrem Elend verheimlichte sie ihm nichts — nichts von der Qual der Wahl, vor die sie gestellt war — nichts davon, daß, was sie auch wählen mochte, das Unglück auf sie wartete.

„Nun weißt Du Alles, Alles“, schloß sie erschöpft — „sage Du, was soll ich thun. Ich weiß es nicht!“ Eine namenlose Gleichgültigkeit war, während sie sprach, über sie gekommen.

So starrte sie, auf eine Antwort wartend, jetzt vor sich hin. Er erwiderte noch nichts.

Mehrfach hatte er sie mit Ausrufen unterbrochen. Als sie der Szene Erwähnung that, wie Brodstrecks Lippen auf Leonies Hand voll Leidenschaft sich preßten, weil ihr vorangegangenes Benehmen ihn von einer solchen Kühnheit wenigstens nicht zurückschreckte, sprang Curt auf. Sie sah nur die Bewegung seines Armes, wie er die Hand an das Degengefäß legte, als wollte er die Klinge ziehen, um besinnungslos ihn, an den bloß zu denken sie schauderte, niederzustrecken. Eine blickartige Angst durchzuckte sie. „Weiter!“ aber flüsterte er ihr heiser zu und sie fuhr fort. Immer wieder fuhr er empor, bis er stiller wurde und stiller und nun selber ausfas, als hätte sie beide der Unglücksschlag getroffen, nicht bloß die Schwester allein.

„Was ging in ihm vor?“ Stand nicht auch er selber im Begriff, sie wie die Andern zu belügen, wenn er sie in den Glauben versetzte, daß es nur ihr eigenes Geschick war, was ihn so betäubte? Sollte er ihr gestehen, in welchem Zusammenhange es auch mit seinem eigenen stand? Daß er in seiner Seele Leonie einen Altar aufgerichtet hatte, einen Altar höchster Verehrung, dem er sich nur mit klopfendem Herzen, mit gebeugtem Knie zu nahen wagte. . . und den ein Anderer nun mit frecher Faust besudelt, zertrümmert hatte? Seine Hand hatte an den Degen gefaßt, aber ohnmächtig mußte sie wieder davon abgleiten. Wollte er Brodstrecks etwa zur Redenshaft herausfordern? Die Wahrheit ruckbar machen, sie aller Welt verkünden? Er sah sie vor sich — sie, die dessen, was er für sie empfunden hatte, nicht mehr werth war und der sie Beide nun geopfert waren. Er sah sie vor sich in der tödlichen Angst, wie sie zu Steffie flegte und er sah Steffie zögern, sich bedenken, zweifeln. Ihr, der Schwester war es anheimgegeben, sie vor dem Abgrunde zu retten oder sie hineinzuwerfen. . . und Steffie konnte zögern, zweifeln, weil es ihr eigenes Unglück war, wenn sie die Hand zur Rettung ihr reichte. Er — er sollte ihr rathen! Er sollte entscheiden. Sie wollte ihn in Versuchung führen. „Rette sie!“ konnte er ihr nur entgegen schreiben und noch auf dieses Altars Trümmern legte er ein Opfer nieder — die Schwester. Dachte er nicht mehr daran, was ihm Steffie war? Daß sie ihm einst das Liebste auf der Welt gewesen? Von allen Wesen welche lebten,

das einzige, das ihm verblieben war? Daß er für sie nicht nur der Bruder, daß er für sie auch Vater, Mutter war? Der letzte Mensch, dem sie, nachdem die Andern sie betrogen, noch ihren Glauben, ihr Vertrauen zuwandte, wie sie selbst der letzte Mensch war, dem auch er selber nur noch glauben konnte.

War er zu feige, ihr zu sagen: „Frage nicht mich!“ Wie zwei arme, im dunklen Walde verlassene Kinder saßen sie da.

Steffie griff nach seiner Hand. „Sag es mir“, sprach sie noch einmal. „Ich kann es Dir nicht sagen, Steffie“, erwiderte er endlich — „Du mußt es selber wissen.“

„Dann weiß ich, was Du meinst“, sagte sie und ihre Stimme zitterte.

„Was, Steffie — was?“ „Daß ich Leonie retten soll, daß ich seine Frau werde.“ Es stieg in ihm etwas auf, das um Luft kämpfte, das ihm über die Lippen gellen wollte. „Nein, Steffie, nein!“ wollte er schreien. Dann brach es in ihm wieder zusammen. Er hatte nichts zu ihr gesagt. Widerspruch er ihr jetzt aber, so sprach er selber über Leonie das Verderben aus. Er war vor keine Wahl mehr gestellt, er wies sie von sich ab, Steffie selber sollte über sich entscheiden — wie sie sein Schweigen sich nun deuten mochte.

„Steffie!“ Sie starrte wieder vor sich hin.

„Ich will es thun“, sprach sie tonlos — „was liegt auch noch an mir!“

Er stand hastig auf. „Thu, Steffie, was Du für Recht hältst!“ stammelte er.

Er riß sich von ihr los. Dann hörte sie hinter sich die Thüre zufallen. Sie war wieder allein!

Ein Frost durchschauerte sie. Durch die Scheiben, durch die Gartenthüre fluthete die Sonne, der Frühling herein. Er leuchtete nicht mehr für sie.

Wie sie belogen worden war, so mußte sie fortan selber lügen, damit sie sich nicht verriet, nicht zeigte, was sie mußte. . . Tag für Tag, Stunde für Stunde, immer und immer. Sie brauchte es der Welt nur nachzumachen, der Welt und — ihm! Wenn sich die Thür öffnete und er zu ihr hereintrat, ihr seinen Gruß bot, ihr in die Augen sah, sie küßte.

Entsetzt fuhr sie zusammen. Die Thür hinter ihr war wirklich aufgegangen.

Es war nur das Mädchen, das abzuräumen kam. „Wissen Sie, Minna, wo die gnädige Frau ist?“ fragte Steffie.

Ihre Stimme kam ihr, während sie sprach, wie eine fremde vor. Furcht und Neugier durchließ sie dabei, ob Minna, die sie nun seit Monaten kannte, an ihr schon etwas merken würde, aber munter und ganz in ihrer sonstigen Art, ohne jedwede Verwunderung, antwortete Minna darauf: „Im Toilettenzimmer, gnädiges Fräulein!“

Wie es so leicht war, zu lügen, dachte Steffie, als sie hinausging. Ja, hatte sie es nicht schon gestern Abend versucht? Merkwürdig, erst jetzt kam ihr das volle Bewußtsein. War es ihr gestern nicht auch schon gelungen? Sie Me, Me zu täuschen! Es fehlte nicht viel, so hätte sie sich räthselhafter Weise fast darüber gefreut.

(Fortsetzung folgt.)